

Zug zur Spitze

Für die einen ist sie Deutschlands höchster Freizeitpark. Die anderen erleben auf der Zugspitze die schwerste Bergtour ihres Lebens. Zu Besuch auf dem höchsten Gipfel im ganzen Land

Die Umrisse des Schildes sind im Nebel nicht zu erkennen. Wie eine Warnung der Natur an die Bergsteiger erscheint die Schrift am Himmel: „Nur für Geübte“. Schneeflocken wirbeln durch die Luft, hier und dort ragen Felsklötze aus dem vereisten Untergrund wie Irrlichter. „Wettersteinkalk“, sagt Bergführer Andi Kuban, „und Muschelkalk.“ Daraus besteht die Zugspitze, vom Fuß des Berges, wo die Gruppe heute früh um sechs gestartet ist, bis unter den Gipfel. Die letzten Minuten der Tour ziehen sich jetzt wie die Fäden von Zuckerwatte.

Sabine ist egal, woraus der Berg besteht. Ihr Gesicht ist weiß wie der Himmel, die Nase rot vor Kälte. Stephan, ihr Mann, hat sich neulich eine DVD über den Zugspitzklettersteig angesehen und will „den Alpinismus kennenlernen“. Deshalb ist Sabine hier. Andi Kuban führt sie am Seil, seit sie am Höllentalferner die Steigeisen nicht anziehen wollte. Und stattdessen ins Tal zurückkehren. Das ist jetzt drei Stunden her. Unter dem Gipfelkreuz schließt Stephan sie endlich in die Arme und küsst sie.

Seit der Erstbesteigung der Zugspitze sind 190 Jahre vergangen. Ihren Ruf als alpinistische Herausforderung hat sie längst eingebüßt. Heute gibt es hier: den höchsten Biergarten, den höchsten Spielplatz, den höchsten Backshop, das höchste Internetportal und die höchstgelegene Kirche Deutschlands. 2962 Meter über NN misst der Ostgipfel, auf dem das Gipfelkreuz strahlt. Damit ist die Zugspitze Deutschlands höchster Berg – obwohl nicht mal ein Dreitausender. Europas höchster Berg, der Elbrus im Kaukasus, erreicht fast das Doppelte: 5642 Meter. Für die Österreicher liegt die Zugspitze 27 Zentimeter höher. Sie messen nicht von Amsterdam, sondern von Triest an der Adria. Bis 1938 war der Westgipfel mit 2964 Metern der höchste Punkt, bevor Hitler ihn sprengen ließ – für den (nie ausgeführten) Bau einer Flugleitstelle für die Wehrmacht. Und der Zugspitze so zwei Meter raubte.

Jeder will etwas von diesem Berg. Auf seinem Rücken verläuft die Grenze zwischen Österreich und Deutschland. Die Betreiber der Zugspitzbahnen verdienen mit ihm Geld, indem sie jährlich eine halbe Million Menschen auf den Gipfel bringen. Die Touristen selbst, die mit Eibsee-Seilbahn oder Zahnradbahn hochfahren, wollen ihren „Ich war hier“-Moment erleben. Seit fast 200 Jahren lebt der Mensch hier oben seinen Drang zur Zähmung der Natur aus, baut Steige, Hütten, Bergbahnen. 1895 stimmten 146 Mitglieder des Deutschen Alpenvereins dagegen, eine Hütte auf dem Gipfel zu bauen. Wer nicht ohne Wirtshaus auf die Spitze komme, solle unten bleiben, fanden sie. 337 Mitglieder waren aber dafür, das Münchner Haus wurde 1896 genehmigt. Was vor 100 Jahren galt, gilt heute noch: Die reine Natur ist nie da, wo der Mensch sich einmischt.

Was sagt der Berg dazu? Er schweigt. Wie ein alter Patriarch, der schon alles gesehen hat. Auch im Zeitalter seiner technischen Erschließbarkeit fordert er noch Todesopfer. 1965 begrub er das Schneefernerhaus, heute Forschungsstation, damals Hotel, unter einer Lawine. Zehn Menschen starben. 2008 entwickelte sich der Zugspitzlauf zum Wettlauf mit dem Tod. Zwei Männer erfroren. Im Mai 2010 unterschätzten zwei Skibergsteiger die Frühjahrs Sonne. 100 Meter unterhalb des Gipfels lösten sie eine Nassschneelawine aus, einer von ihnen starb.

Doch das Alter stimmt auch milde. Meistens sieht die Zugspitze ruhig den Menschen zu, von denen sie zeitweise 3000 pro Tag besuchen: wie Stephan und Sabine aus dem hessischen Flachland und ihr bayerischer Bergführer Andi Kuban; und Mila Lindner, Julia und Ralf Hartfuß und Christine Greiner.

Mila Lindner drückt auf den Auslöser ihrer Digitalkamera und ruft: „Schnee im August! Diese Fotos schicke ich an meine Familie daheim!“ Die ist weit weg. Die 35-Jährige stammt von den Philippinen. Sie ist mit ihrem deutschen Mann Thomas und Sohn Daniel, der im Rollstuhl sitzt, mit der Seilbahn auf den Gipfel gefahren. Sie haben keine Fernsicht, können von der Aussichtsplattform aus das Gipfelkreuz nur erahnen. Auch von der Alpspitze sehen sie nichts, die per Luftlinie über den Jubiläumsgrat fünf Kilometer entfernt ist. Die Berg- und Talfahrt kostet die drei rund 100 Euro. „Wenn’s morgen schön ist, kommen wir trotzdem wieder rauf“, meint Mila. Der 14-jährige Daniel klatscht mit kindlicher Freude in die Hände, seine Mutter strahlt: „Ein Rollifahrer auf der Zugspitze. Wie finden Sie das?“

Im August 2009 lachte die Sonne, als Ralf Hartfuß auf dem Gipfel stand, Sektflasche, Gläser und eine Halskette aus der Tasche zog und seine Freundin Julia fragte: „Würdest du diese Perlenkette auf unserer Hochzeit tragen?“ Kurz zuvor hatte die geschiedene Arzhelferin gesagt, ein zweites Mal werde sie nur heiraten, wenn sie einen richtig guten Antrag bekomme. Am 7. August 2010 steht sie im Brautkleid neben Ralf vor dem Altar der höchstgelegenen Kirche Deutschlands auf dem Zugspitzplatt. Pfarrer Manfred Reitlinger spielt Gitarre, weil es hier oben keine Orgel gibt, die Hochzeitsgäste singen. „Danke für diesen guten Morgen / danke für jeden neuen Tag / danke, dass ich all meine Sorgen auf dich werfen mag.“ Gemeint ist Gott, es klingt wie ein Tribut an die Zugspitze. Berg, Allmächtiger.

Bei Christine Greiner bedankt sich keiner. Die Organisatorin des „Bayerischen Abends“ im Gasthof Sonnalpin 362 Meter unterhalb des Gipfels trägt Dirndl und versucht ein Ehepaar aus Nordrhein-Westfalen zu überzeugen, dass es einen guten Platz erwischte hat. Nicht drinnen, in der holzverkleideten Stube, wo die Band D’Werdenfelser Hoagartn Musi Volksmusik spielt, sondern nebenan, direkt am Fenster. „Schauen Sie mal raus“, sagt Greiner zu den Unzufriedenen. „So ein Panorama hat drinnen keiner.“ Das bedeutet an einem klaren Abend wie heute 250 Kilometer Sicht. Auf mehr als 400 Gipfel. Jubiläumsgrat und Alpspitze glänzen bei Sonnenuntergang wie Blattgold; Roß- und Buchstein, Wendelstein und Risserkogel heben sich wie Scherenschnitte vom Abendhimmel ab. Wolken schimmern rauchblau über den Gipfeln wie ein Gazeschleier, der die Züge einer schönen Frau noch weicher macht.

Greiners Gäste sagen: „Dieser Abend ist für uns ein Schuss in den Ofen.“ Ihr Tischnachbar dreht sich zu ihnen. Gerade hatte er seiner Ehefrau zärtlich über den Arm gestreichelt, weil sie für ihn vor dem Panoramafenster posiert. Sie feiern heute ihren 45. Hochzeitstag. „Wir sind voll Dankbarkeit und Demut“, sagt er, „dass wir so etwas sehen dürfen ...“ – „Wir stammen aus Thüringen“, fügt seine Frau lächelnd hinzu. „Zu DDR-Zeiten durften wir nicht reisen, wohin wir wollten.“ Ihre Nachbarn aus Westdeutschland antworten nicht. Stattdessen sehen sie zum Fenster hinaus. Der Berg schenkt jedem seinen ganz persönlichen Glücksmoment.

Während der fünfminütigen Fahrt mit der Gletscherbahn vom Zugspitzplatt zum Gipfel beugt sich der Seilbahnführer aus dem Fenster, legt die lederne Stirn in Falten und schimpft. „Wega dene muss dann wieder die Bergwacht ausrücken!“ Auf dem Gletscher unter ihm trotzen fünf Männer in bunter Funktionskleidung dem Sturm. Kriechen mehr, als dass sie bergauf marschieren. Über den Schneeferner soll ein versicherter Steig sie zum Gipfel führen. Die Sicht reicht keine 50 Meter, es hat fünf Grad unter null.

Der Ärger des Seilbahnführers ist der gleiche wie der von Anselm Barth, der ab den Dreißigerjahren die Alpenvereinshütte auf dem Gipfel führte, das Münchner Haus. In der Stube erinnern Zeitungsausschnitte daran, wie Barth einmal 230 Menschen aus Bergnot rettete. Ein Artikel zitiert ihn: „Fast immer geraten Touristen durch schlechte Ausrüstung, mangelnde Bergsteigerkenntnisse und Gleichgültigkeit in Gefahr.“ Wie quengelnde Kinder buhlen die Menschen um die Gunst des Patriarchen. Keiner will seine Aufmerksamkeit teilen.

Es gibt Tage und vor allem Nächte, da hat Jürgen Keil ihn für sich allein. Wenn der Wind mit 150 Sachen über den Gipfel jagt und der alte Turm an der Westseite des Münchner Hauses

gefährlich wankt. Dann ist es furchtbar einsam hier oben. Dann schläft Keil nur zweieinhalb Stunden pro Nacht, zwischen zwei und halb fünf Uhr morgens. In der übrigen Zeit sieht er nach dem Wetter. Schneit es noch, oder hagelt es schon? Scheint der Mond, oder kleben Wolken am Himmel? Wie kalt ist es? Die Antworten liest er vom Computer ab. Dann hält er die Hand aus dem Fenster, um den Regen auf der Haut zu spüren. Seine Beobachtungen schickt er an die Zentrale des Deutschen Wetterdienstes in Offenbach. Am nächsten Tag wird ein Wetterbericht daraus. Jürgen Keil ist der Prophet, der zum Berge kam. Er ist Wetterbeobachter in der höchstgelegenen Station des Deutschen Wetterdienstes, und weil dieser kaum noch Wetterbeobachter ausbildet, sagt er: „Ich bin bald einer der Letzten meiner Art.“

Seit der Grundschule, als seine Lehrerin ihm die Hausaufgabe gab, zwei Wochen lang das Wetter zu beobachten und darüber Tagebuch zu führen, hat Keil nicht mehr damit aufgehört. Mit 17 begann er die Ausbildung beim Deutschen Wetterdienst. Seitdem wollte er hoch hinaus: mitten in die Atmosphäre hinein. Aufs Dach von Deutschland. Das ist nicht der Zugspitzgipfel. Es liegt vier Meter höher, 2966 Meter über NN. So hoch oben ist Keil, wenn er in Strickpulli und Bergschuhen auf der Terrasse des neun Meter hohen Turms steht, der Wetterbeobachtern seit 1900 als Observatorium dient. Keil kennt die wahren Superlative der Zugspitze. Für ihn sind das: die höchste (17,9 Grad am 5. Juli 1957) und die tiefste (-35,6 Grad am 14. Februar 1940) gemessene Temperatur, die größte Schneehöhe (8,30 Meter im April 1944), die heftigste Windstärke (333 km/h). Hier oben wird das Wetter vielleicht nicht gemacht. „Aber nirgendwo sonst kann ich es so unmittelbar studieren“, sagt Keil. Der Patriarch ist ihm wohlgesinnt. Keil ist sein Adept.

Auch Stephan und Sabine sind hinter ein Geheimnis gekommen: was es mit dem Alpinismus auf sich hat. „Berg Heil!“, wünscht Andi Kuban. Dass die Bergnovizen bisher null alpine Erfahrung hatten und die Strecke, die über Wanderpfade, Gletscher und Klettersteige führt, ohne ihn nie gemeistert hätten, ist dem Bergführer egal. „Nur das Ergebnis zählt“, sagt Andi. „Das Gipfelglück.“ Ob Anfänger oder Profi, Rentner oder Rollstuhlfahrer, Forscher oder Braut: Vor dem Berg sind alle Menschen gleich.